

HANS MAIER · MÜNCHEN

VOM ZUSAMMENLEBEN DER RELIGIONEN IN DEUTSCHLAND

Leben der Religionen – das heißt im 21. Jahrhundert zunächst und vor allem: *Zusammenleben der Religionen*. In der kleiner gewordenen Welt leben die Religionen nicht mehr – wie vielfach in früherer Zeit – in geschlossenen Kulturräumen, ohne große Berührungen miteinander, ohne intensive wechselseitige Kontakte ihrer Mitglieder. An vielen Stellen der Erde, vor allem in den großen Städten Amerikas, Europas, Asiens, Afrikas, siedeln sie heute *nebeneinander*, ja *ineinander*. Daraus ergeben sich Probleme, Reibungen, Konflikte – und die Notwendigkeit des ständigen Ausgleichs. Eine multireligiöse Gesellschaft ist keineswegs einfacher zu steuern als eine multikulturelle, eher ist sie noch um einige Grade konfliktträchtiger – denken wir nur an die Religionskonflikte in der gegenwärtigen Welt in Irland, Bosnien, Nigeria, Sri Lanka und an vielen anderen Orten.

1. Alte und neue Religionen in Deutschland

Jahrhundertlang, seit dem Reformationszeitalter, schien religiöses Zusammenleben in Deutschland ausschließlich ein Problem *zwischen den Konfessionen* zu sein. Die Katholiken, die Lutheraner, später die Calvinisten ordneten in Religionsfrieden, Verträgen, Absprachen, Gewohnheiten verschiedener Art unter dem Dach des Reiches ihre wechselseitigen freund-feindlichen Beziehungen – provisorisch und vorläufig, über lange Zeit noch immer in der Hoffnung auf spätere «Vergleichung» «streitiger» oder «spaltiger» Religion. Es war ein Provisorium, das schließlich dauerhafte Formen annahm. Nachdem die Konfessionen in Deutschland einander weder bekehren noch verdrängen noch vernichten konnten, mussten sie Frieden halten, Religionsfrieden – und so wurde der Religionsfrieden mit seinen Wirkungen und Folgen zum ältesten und stabilsten Bestandteil unserer Verfassungstradition.

Der moderne Verfassungsstaat formte die alte korporative Parität der Konfessionen in ein System der Religionsneutralität des Staates gegenüber den Kirchen um – jedoch so, dass die traditionelle gemeinsame Sorge von Kirche und Staat um die Bürger und die öffentliche Ordnung in weiten Teilen erhalten blieb. Dabei half die Aufklärung mit, die in Deutschland zwar kirchenkritisch, aber nicht religionsfeind-

HANS MAIER; geb. 1931, 1962-1987 Professor für Politische Wissenschaften in München, von 1970-1986 Bayerischer Kultusminister; 1988-1999 Inhaber des Münchener «Guardini-Lehrstuhls» für Christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie. Mitherausgeber der COMMUNIO.

lich war. Ein offen religionsfeindliches Programm, gar ein voltairianisches «*écrasez l'infâme*» wären im Munde Lessings oder Kants undenkbar gewesen. In Deutschland ging der Kirchenbürger nicht, wie im revolutionären Frankreich, im Staatsbürger unter – im Gegenteil: der eine formte den anderen mit. Daher hat sich in Deutschland auch nie ein Trennungssystem laizistischen Zuschnitts durchgesetzt. Das Nebeneinander (und der Wettbewerb!) der Konfessionen hielten das öffentliche Leben über Jahrhunderte in Verbindung mit gemeinchristlichen Normen und Verhaltensweisen – und das ist spürbar bis in die Gegenwart hinein.

Heute stehen jedoch die christlichen Kirchen nicht mehr, wie früher, prototypisch, ja fast ausschließlich für «die Religion» in Deutschland, sie haben an öffentlichem Einfluss verloren, werden von Erosion und Glaubensschwund bedroht. Und vor allem: sie haben Konkurrenz bekommen. Neben ihnen wächst in raschem Tempo die «Konfession der Konfessionslosen», und es ist nur eine Frage der Zeit, wann sie Katholiken und Protestanten an Zahl überflügeln wird (in Ostdeutschland ist das längst der Fall). Und neben die christlichen Konfessionen ist ein Spektrum alter und neuer Religionen getreten, das vom Judentum bis zum Islam, von den «klassischen» östlichen Religionen bis zu Neuschöpfungen in einer sich verbreiternden religiösen «Szene», von Splittergruppen am Rande überlieferter Bekenntnisse bis zu den «virtuellen Kirchen» im Internet reicht.

Entsteht hier ein neuer «Markt der Religionen», der die alte bi- oder trilaterale Staat-Kirche-Landschaft ablöst? So sehen es heute viele. Ich weiß freilich nicht, ob man hier von einem *Markt* reden kann – ein Markt setzt ja Spielregeln voraus, und die gegenwärtige religiöse Signatur trägt eher das Kennzeichen einer gewissen Regellosigkeit. Aber zweifellos sind marktförmige Elemente im religiösen Spektrum im Vordringen: selektive Formen der Aneignung breiten sich aus, und manchmal zeigt sich auch bei den christlichen Kirchen ein regelrechtes Bastel- und Patchwork-Christentum. Bei nicht wenigen Christen ist das Abwählen und Auswählen an die Stelle einfacher Übernahme und Weitergabe der Glaubenstradition getreten.

Jeder Amerikabesucher kennt die große, oft kaum mehr überschaubare Zahl der «Churches» in den Telefonbüchern, den Zeitungsanzeigen, der dortigen Rundfunk- und Fernsehwerbung. Man hat oft Mühe, die großen Kirchen unter den vielen kleinen überhaupt noch zu finden. Europäer haben über die flugsandartige Verteilung des Religiösen und den Mangel an kirchlich zentrierenden Strukturen in den USA immer wieder die Nase gerümpft – die Reihe der Kritiker reicht von Tocqueville und Max Weber bis zu Tillich und Bonhoeffer. Doch inzwischen dürfte den Europäern der Hochmut vergangen sein, denn britische, niederländische, schweizerische Telefonbücher sehen inzwischen, was die Kirchen angeht, kaum anders aus als amerikanische, und es dürfte nur eine Frage der Zeit sein, bis auch in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien ähnliche Verhältnisse herrschen. In einem Arbeitstext «Wahrnehmungen der christlichen Landschaft in Freiburg und Anregungen zum ökumenischen Gespräch» (1999) werden allein in dieser mittleren Großstadt mit 170 000 Einwohnern 21 Freikirchen, 16 Gruppen der Pfingstbewegung, 8 Endzeitgemeinden und 54 weitere Gruppen, darunter auch nebenbiblische (von den Mormonen bis zu Unity, Gralsbewegung, Fiat Lux, Universelles Leben, Theosophie und Anthroposophie) aufgeführt. Aber auch bei Katholiken und Orthodoxen gibt es viele Gruppen und Untergruppen – von einem charismatischen

Erfahrungschristentum bis zu den fest geschlossenen Reihen der katholischen Traditionalisten. Sogar Wanderbischöfe und Presbyteri vagantes treten auf. Und Freiburg ist gewiss nur ein Beispiel für viele. Wer die Augen aufmacht, entdeckt heute neben den «offiziellen» christlichen Kirchen viele Formen von Eigenwuchs – mit fließenden Übergängen von umfassend christlichen zu teilchristlichen, von hierarchielosen zu straff hierarchisierten Strukturen.

Aus wenigen Religions-Nachbarn sind viele geworden. Quantitativ, qualitativ und psychologisch stehen wir damit vor einer neuen Situation. In der gesamtdeutschen religionsstatistischen Bilanz nehmen die beiden großen christlichen Kirchen zwar immer noch den ersten Platz ein, beide, die Katholische Kirche mit 26.466.000 und die Evangelische Kirche mit 26.211.000, umfassen rund zwei Drittel der Gesamtbevölkerung; dazu kommen 13 verschiedene Orthodoxe Kirchen (rund 1.200 000) und Christliche Freikirchen (rund 400 000). Doch die Züge der inneren Pluralisierung, der Abwanderung, der selektiven Aneignung der Überlieferung sind nicht zu übersehen. Die Verlustquoten der «alten Kirchen» sind nach wie vor hoch, vor allem bei der Jugend – wenn auch in den letzten Jahren, vor allem auf katholischer Seite, eine leichte Stabilisierung eingetreten ist. Karl Gabriel spricht daher mit gutem Grund – speziell auf Westdeutschland bezogen – von «Volkskirchen im Übergang» (in Ostdeutschland, wo den Kirchen nur 28% der Bevölkerung angehören, kann von Volkskirchen ohnehin kaum mehr die Rede sein).

Demgegenüber haben die anderen Religionsgemeinschaften in den letzten Jahren in Gesamtdeutschland deutlich zugenommen und nehmen weiter zu. An der Spitze stehen die Muslime mit über 3.500.000, die Buddhisten mit rund 100.000 und die jüdischen Gemeinden mit gleichfalls ungefähr 100.000 (die letzten wachsen übrigens zur Zeit durch Zuwanderung aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion am schnellsten!). Hinzukommt eine schwer überblickbare religiöse Szene außerhalb der christlichen Groß- und Freikirchen, die auf rund 800.000 Mitglieder geschätzt wird. Von der – kaum organisierten – Millionenzahl derjenigen, die den Kirchen den Rücken gekehrt haben oder die von Anfang an keiner Religionsgemeinschaft angehörten, sprach ich schon.

Es ist gewiss kein unabänderliches Schicksal, dass die «alten Kirchen» schrumpfen, während die neuen, meist lockerer strukturierten Religionsgemeinschaften Auftrieb haben und an Mitgliedern wie an Einfluss zunehmen. Ohnehin tanzt West- und Nordeuropa, wie oft bemerkt, bezüglich der globalen Entwicklung aus der Reihe; denn weltweit ist an die Stelle der Säkularisierung längst das getreten, was in heute vielgelesenen Büchern als «Rückkehr der Religionen», «Wiederkunft des Heiligen», «Wiederkehr der Götter» bezeichnet wird. In der heutigen Religionssoziologie ist denn auch kaum mehr vom «Absterben der Religion», vom Rückzug religiöser Traditionen ins Private, Subjektive, Subkulturelle die Rede. «Deprivatisierung» heißt das neue Schlagwort; und wenn jüngst eine Tagung herausfordernd proklamierte: «Religion ist keine Privatsache!», so liegt sie mit dieser These durchaus im Trend.

Dass sich die Religions-Nachbarn vervielfachen, dass sie unterschiedlicher und unberechenbarer werden, dass eine Fülle neuer Beziehungen entsteht, aber auch neue Auseinandersetzungen sich abzeichnen – das alles lässt die bisherige übersichtliche Religions-Kartographie komplexer und schwieriger werden. Vieles ändert

sich, vieles muss neu bedacht werden, von der Gemeindestruktur bis zu den Gotteshäusern, von den religiösen Vollzügen bis zur Finanzierung des Gemeindelebens, vom «Eintritt» in eine Religion bis zu den diversen Regeln, die Tod und Begräbnis betreffen (in jüngster Zeit ein wachsendes Konfliktfeld!). Nicht zu reden vom Dienst- und Arbeitsrecht und seiner Anpassung an die neue Religionsvielfalt bis zur Militär-, Polizei- und Anstaltsseelsorge – und nicht zu vergessen die mannigfache und durchaus unterschiedlich strukturierte Tätigkeit der Religionsgemeinschaften im Bildungswesen, im Gesundheits- und Sozialbereich.

Damit bin ich beim zweiten Punkt. Wie sehen die Berührungen zwischen den Religionen aus? Haben sie sich vermehrt? Sind sie heute konfliktgeladener als früher? Mehr Nachbarn – bedeutet das auch mehr Probleme, mehr Streit?

2. Von Kirchen zu «Religionen»: Berührungen, Probleme, Konflikte

Um etwas Selbstverständliches vorzuschicken: nicht alle Berührungen zwischen den «neuen Nachbarn» sind natürlich streitbefangen, ganz im Gegenteil. Im Zusammenleben der Religionen in der Bundesrepublik Deutschland dürften vielmehr das friedliche Miteinander (auch die respektvolle Neutralität, der sorgfältig gewahrte Abstand) die Regel sein. Glücklicherweise sind Religionskämpfe oder gar Religionskriege, wie wir sie in Irland zwischen Katholiken und Protestanten oder in den Ländern des einstigen Jugoslawien zwischen Orthodoxen, Katholiken und Muslimen erlebt haben und erleben, mit blutigen Konfrontationen, bürgerkriegsähnlichen Straßenschlachten, dem Niederbrennen von Kirchen und Moscheen, bei uns kaum denkbar. Wenn ich also im folgenden von Problemen und Konflikten spreche, so bedeutet das im Kontext unserer Verfassungsordnung auch, dass diese Konflikte lösbar sind, lösbar mit Mitteln des Rechts – dass es also keiner Gewalt bedarf, um einen Streit zu beenden oder zu entscheiden.

Gleichwohl gibt es zweifellos auch in Deutschland Reibungen und Konfrontationen – das engräumige Zusammenleben heutiger Menschen vor allem in den Städten lässt sie schneller sichtbar werden als früher. Es beginnt schon im religiösen Zentralbereich, mit dem *Beten*. Umfragen zeigen, dass Christen, wenn sie beten, dies überwiegend «im stillen Kämmerlein» tun, natürlich auch in den Kirchen – aber sehr viel seltener in der Öffentlichkeit. Bei den älteren und den jüngeren Religions-Nachbarn des Christentums – bei Juden und Muslimen also – ist es umgekehrt: hier ist das Gebet in weit höherem Maße etwas Öffentliches, Gemeinschaftliches. Das rituelle, festgelegte Pflichtgebet hat Vorrang vor dem freien Gebet. Es gibt Gebetszeiten mit festem Gebetsbestand, Gebetsutensilien, vorgeschriebenen Gebetsrichtungen und Körperhaltungen. Das Gebet ist eine Liturgie des Alltags, es skandiert den Tageslauf gläubiger Juden und Muslime, und das weit nachdrücklicher als bei Christen (soweit diese nicht Ordensleute oder Geistliche sind – da ist es ähnlich!). Das öffentliche Gebet ist zentraler, auffälliger – im Zweifel auch lauter und fordernder. Und so haben wir rund um den islamischen Muezzin ein erstes aktuelles Streitfeld: die Mahnung «Gott ist größer», fünfmal am Tag vom Minarett gesungen, stößt, vor allem wenn sie durch Lautsprecher verstärkt wird, in deutschen Städten auf das Immissionsschutzrecht.

Bisher hält sich dieser Konflikt in Grenzen: Gebetsrufe innerhalb der Moscheen sind kein Problem – und bezüglich des Gebetsrufs im Freien sind die Muslime in Deutschland bisher zurückhaltend mit Anträgen, aus dem verständlichen Wunsch heraus, das Zusammenleben der Religionen nicht mit überhöhten Forderungen zu belasten. In der Tat kann man zweifeln, ob ein solcher Gebetsruf in einer überwiegend nicht-muslimischen Umgebung seine Funktion überhaupt erfüllen kann. Freilich, auf diesem Feld, wo es um Hörbares, um Unüberhörbares geht, gibt es inzwischen auch eine Diskussion über die Glocken christlicher Kirchen.

Dann die Gotteshäuser, die Synagogen und Moscheen. Synagogen sind ein Teil des baulich-religiösen europäischen Erbes – in den Städten meist am Rand gelegen, bescheidener ausgestattet als christliche Kirchen und Kathedralen, oft gefährdet, in glücklichen Fällen aber auch beständig, wie die ehrwürdigen Gebäude in Wilna, Budapest, Amsterdam, Kopenhagen mit ihrer langen Geschichte zeigen (eine Vergegenwärtigung der europäischen Synagogentradition bietet das Nahum-Goldman-Museum des jüdischen Exils in Tel Aviv). Im Zeichen von Aufklärung, Emanzipation und rechtlicher Gleichstellung der Juden entstanden im Deutschland des 19. Jahrhunderts auch große, repräsentative Synagogengebäude – zu später Stunde etwa die Synagoge in Augsburg, erbaut im Ersten Weltkrieg, Denkmal eines weitgehend assimilierten, national und patriotisch fühlenden Judentums. Der Synagogensturm von 1938, Vorspiel und Auftakt der Shoa, zog den Schlussstrich unter diese Periode, in der Hoffnungen und Ängste sich die Waage hielten – Hoffnungen auf eine völlige Eingliederung, ein Aufgehen der Juden in der deutschen Gesellschaft und Ängste vor dem Verlust jüdischer Identität. Nur wenige Synagogen entgingen den Flammen. Der Neuaufbau jüdischer Gemeinden nach dem Zweiten Weltkrieg war daher von Anfang an begleitet vom Neubau von Synagogen und Gemeindehäusern. Er vollzog sich unter breiter Anteilnahme der Öffentlichkeit; jede Neueröffnung war ein wichtiges kommunales und politisches Ereignis. Dass Synagogen in Deutschland nach wie vor gegen Anschläge geschützt werden müssen, gegen Nazis und Skinheads, aber auch gegen extremistische Muslime – das zeigt freilich, dass die Geister des Hasses noch nicht gebannt sind.

Anders als die Neuerrichtung von Synagogen wirft der Neubau von Moscheen in Deutschland Probleme auf – so sehr, dass man die manchmal schwierigen Beziehungen von Muslimen, Christen, Nicht-Gläubigen in Deutschland am Streit um Moscheebauten in den Städten bildhaft ablesen kann. Die kommunale Öffentlichkeit ist gespalten: die überwiegende Zahl der Stadtverwaltungen unterstützt den Bau von Moscheen, aber es gibt auch Abwehrreaktionen, Einsprüche von Stadtplanern, Bürgerinitiativen, die auf Verhinderung zielen. Einige wollen die Moschee überhaupt nicht, andere wollen sie möglichst unsichtbar, andere dagegen akzeptieren, dass sie zur religiösen Kultur, zum Stadtbild gehört. Oft kommen Moscheevereine als Bauherren durch kluges Abwägen und geduldiges Verhandeln zum Ziel. Dabei spielen die Kommunalpolitik, die örtliche Presse, aber auch die christlichen Kirchen und ihr Verhältnis zu den Muslimen eine wichtige Rolle.

Seit dem 11. September 2001 beschäftigt eine weitere Frage die Öffentlichkeit: Was geschieht *in den Moscheen*? Wer predigt, was wird gepredigt, gibt es politische Agitation, Aufrufe zur Gewalt, Aggressionen gegen «Ungläubige»? Da der Islam alle Aspekte des Lebens umfasst und Diesseits und Jenseits nicht trennt, gehören Recht

und Politik für gläubige Muslime zur Sphäre des Glaubens. Sie haben kein autonomes Dasein, kein Eigenrecht. Gottes Souveränität herrscht über beide. Hinzu kommt eine weitere Schwierigkeit: die Gemeinde der Gläubigen, die *umma*, ist zwar nach islamischer Lehre das ideale Gemeinwesen, berufen zur diesseitigen Verwirklichung des Gottesreiches. Rechtlich und organisatorisch ist sie aber schwer zu fassen. Parochiale Strukturen sind dem Islam fremd. Gemeinde heißt immer *Weltgemeinde*. So gibt es in Deutschland wohl Gemeindebildungen auf der Basis persönlicher Autorität und Zusammengehörigkeit – aber eine organisatorische Zusammenfassung aller Muslime zur Ausübung ihrer Religion fehlt nach wie vor (daher auch die Schwierigkeit, einen islamischen Religionsunterricht einzurichten!).

Ungeachtet dieser Schwierigkeiten: Längst ist der Islam in Deutschland keine exotische Erscheinung mehr, längst hat er den Charakter einer «Hinterhof-Religion» verloren. Im Bild der Städte tritt er mit Gebetsräumen, Moscheen, Minaretten immer deutlicher hervor. Zunehmend nimmt die Moschee ihren Platz ein neben der Synagoge, der Kathedrale. Der Islam ist die drittgrößte Glaubensgemeinschaft in Deutschland nach Katholiken und Protestanten. Eine beträchtliche Zahl von Angehörigen des Islam hat sich in Deutschland dauerhaft niedergelassen – Menschen, die Wert darauf legen, nach den Regeln und Gebräuchen der islamischen Tradition zu leben, Familien zu gründen und ihre Kinder im Geist dieser Religion zu erziehen. Insofern ist der Islam seit Jahren ein prägendes Element unserer Kultur, ein Teil der religiösen Physiognomie unseres Landes.

Je mehr aus kleinen Minderheiten ebenbürtige Partner, aus flüchtigen Gästen Mitbürger werden, desto mehr stellt sich die Frage nach dauerhaften inter-religiösen Beziehungen. Das betrifft nicht nur den Kernbereich, Gebet und Gottesdienst, sondern das ganze bürgerliche Leben, das ja bei Juden wie Muslimen tiefer ins Religiöse hineinreicht, als unsere säkulare Schulweisheit sich träumen lässt.

Auch hier, im täglichen Leben, gibt es zahlreiche und unterschiedliche Konfliktfelder. Viele sind Juden wie Muslimen gemeinsam. Wie steht es mit der Beschneidung, der Bart- und Haartracht, mit dem Schächtgebot, mit koscherem Essen, mit der Vermeidung von Schweinefleisch? Wie steht es mit der Bestattung? Jüdische Friedhöfe gehören in den meisten europäischen Ländern zur Tradition. Den «Carré musulman» dagegen – notwendig geworden wegen der islamischen Sitte der Bestattung in Tüchern, nicht im Sarg – gibt es erst seit kurzem in Frankreich, seit der Zeit nämlich, in der immer mehr Muslime sich im Unterschied zu früher in den europäischen Ländern und nicht mehr in ihren Herkunftsländern bestatten lassen wollen. Aber kann man beispielsweise in dichtbesiedelten Gebieten wie der Bundesrepublik Deutschland die Sargbestattung, die auch dem Schutz des Grundwassers dient, einfach aufgeben? Auch das Juden wie Muslimen gemeinsame Gebot der unbefristeten Totenruhe wirft Probleme auf, da die Verlängerung der Grabstättenbelegung erhebliche Kosten verursacht, die nicht alle Nutzer ohne weiteres tragen können.

Endlich die Kleidung. Dass sie bei Religionen, besonders alten Religionen, als Distinktionszeichen eine größere Rolle spielt als in den zur Uniformität neigenden profanen Gesellschaften, liegt auf der Hand. Dass sie auch befremden und provozieren kann, besonders wenn sie ungewöhnliche, exklusive Formen annimmt, ist keine neue Erfahrung. Hier spielen kulturelle Verschiedenheiten, kulturelle

Gewöhnungseffekte eine Rolle: Die Kleidung ultra-orthodoxer Juden in israelischen oder amerikanischen Städten, hervorgewachsen aus osteuropäischen Traditionen, empfinden wir zumindest dann, wenn sie uns an anderen Orten unvermittelt entgegentritt, als ungewohnt und fremd – ähnlich wie die gelben Gewänder buddhistischer Mönche oder neue überraschende Farbkreationen jüngerer Religionsgemeinschaften. Die von den Taliban den afghanischen Frauen politisch oktroyierte Burka, die Ganzkörperverhüllung mit dichtem Schleier und winzigen Augenschlitzen, erscheint unsern europäischen Augen als Angriff auf die weibliche Autonomie und Integrität. Ordenstrachten als freigewählter symbolischer Ausdruck des Lebens nach den evangelischen Räten haben dagegen nicht nur im Westen ein höheres Maß an Akzeptanz. So wurden in Indien die Schwestern Mutter Teresas, da sie sich allen, auch den «Unberührbaren», zuwandten, als Streiterinnen gegen die Kastenordnung wahrgenommen – ihr Ordensgewand symbolisierte Befreiung, nicht weibliche Unterordnung.

Beim augenblicklichen Streit um das Kopftuch geht es nicht um solche Symbole einer vorbehaltlosen, den Menschen prägenden Hingabe – es geht um ein einzelnes Kleidungsstück. Das Kopftuch, lange Zeit auch in Europa ein ganz normales weibliches Accessoire, ist heute Gegenstand einer gewaltigen – und wie ich meine weit überhöhten – Aufmerksamkeit. Es ist dabei, ein Zeichen zu werden, an dem sich die Geister scheiden. Viele sehen in ihm ein kulturelles, ein religiöses – einige auch ein politisches Symbol. Doch die «Botschaft» des Kopftuchs ist keineswegs eindeutig. Es kann eine Schutzvorrichtung für die Haare bei der Arbeit sein wie in alten Zeiten, ein Schutz gegen Wind und Regen, ein Schmuck, ein Modestück, eine mädchenhafte Alternative zum Hut, ein Ausdruck des Ländlich-Pastoralen, ein Dritte-Welt-Symbol, ein Zeichen einer kulturellen Herkunft, zu der man sich bekennen will – oder etwas, was einfach gefällt, ein Stück eigenes Leben. Das Kopftuch hat viele Bedeutungen, nicht eine. Es ist in seinem Sinn nicht festgelegt. Auch das Bundesverfassungsgericht hat bei seiner Anhörung zum Fall Ludin diese Vieldeutigkeit zur Kenntnis genommen; sie ist im Urteil ausdrücklich bestätigt und festgehalten.

Vielleicht ist hier ein Vergleich mit der jüdischen Kippa hilfreich. (Nicht zufällig wurden im laizistischen Frankreich in jüngster Zeit Kippa, Kreuz und Kopftuch in der Schule gleichermaßen verboten!). Hier ist der Sinn eindeutig: die Kippa hat gegenüber der nichtjüdischen Umwelt die Funktion eines Bekenntniszeichens. Wer sie trägt, bekennt sich als Jude. Doch das muss keine Abschottung bedeuten: auch Nichtjuden dürfen in Deutschland die Kippa tragen, vor allem bei Festen, Gebeten, Einweihungen, als Ausdruck der Übereinstimmung, der Solidarität. In vielen Synagogen liegt sie für nichtjüdische Gäste bereit. Wer hat nicht schon, eingeladen zu einer religiösen Feier von jüdischen Mitbürgern, eine Kippa – oder wenigstens einen Hut – aufgesetzt? Religiöse Symbole müssen nicht trennen, sie können auch verbinden. Nur ein ängstlicher Laizismus verbannt sie, weil sie Eigenes, nicht allen Gehörendes, Unverwechselbares bezeichnen, aus dem gesellschaftlichen Verkehr. Wir sollten uns in Deutschland hüten, diesen Weg des Kleinmuts zu beschreiten, wir sollten religiöse Symbole vielmehr respektieren und gelten lassen – notfalls nebeneinander und im unaufgelösten Widerspruch. Nichts nötigt uns dazu, den öffentlichen Raum zu einer religionsfreien tabula rasa zu machen – unsere Verfassung am allerwenigsten.

3. Lösungen: «Schonender Ausgleich» – abrahamitische Offenheit

Vieles aus dem dargestellten Bündel von Problemen lässt sich im Einzelfall pragmatisch lösen – in jenem «schonenden Ausgleich» (Peter Lerche), der geboten ist, wenn Grundrechtsansprüche verschiedener Art und Herkunft einander gegenüberstehen (und das ist bei der Religionsfreiheit bekanntermaßen oft der Fall). Die Rechtsprechung liefert viele fast schon selbstverständlich gewordene Beispiele für solchen Ausgleich. So kann ein Jude verlangen, dass seine Sache nicht in einem Gerichtssaal verhandelt wird, in dem ein Kreuz hängt. Jüdischen Geschäftsinhabern kann die Öffnung eines Ladens am Sonntag erlaubt werden, da sie am Samstag wegen des Sabbatgebots keine Verkäufe tätigen dürfen. Der Geltung der jüdischen Schächtvorschrift ist man durch eine Klausel beim Tierschutz gerecht geworden, die Ausnahmen aus religiösen Gründen zulässt (das ist in einer neueren Gerichtsentscheidung auch muslimischen Metzgern zugute gekommen). Auf jüdische wie islamische Feiertage wie auf Gebetsvorschriften wird bei Schulbefreiungen von Schülern und Urlaubsgesuchen von Arbeitnehmern im Maß des Möglichen Rücksicht genommen.

Des Sperrigen und Schwierigen bleibt trotzdem genug, auch bei noch so weitgehenden Bemühungen um Verständnis und Ausgleich. Manches wurzelt tief im Selbstverständnis der Religionen und ist nicht ohne weiteres zu verändern und auszugleichen. Wenn etwa israelitische Kultusgemeinden bezüglich der Zugehörigkeit ihrer Mitglieder auf die blutmäßige jüdische Abstammung abstellen (und im Zweifel auch solche Personen eingemeinden und besteuern, die nicht zur Gemeinde gehören wollen), so steht diese Praxis zwar in klarem Widerspruch zum religiösen Selbstbestimmungsrecht nach Art. 4 Grundgesetz – aber sie berührt zentral die Frage «Wer ist ein Jude?» und ist daher nicht einfach auflösbar. (Ein Ausweg mag sein, dass den Vereinnahmten die Möglichkeit des späteren Austritts offen steht.) Oder: wenn Rechtsordnungen in vielen islamischen Ländern ein absolutes Verbot für Frauen aussprechen, eine Ehe mit einem Nichtmuslim einzugehen (im Fall des Mannes relativiert sich das Verbot zumindest im Hinblick auf die «Schriftbesitzerinnen», also Jüdinnen und Christinnen!), so stellt die Anwendung dieses Verbots auf deutsche Verhältnisse einen eindeutigen Verstoß gegen Art. 4 und 6 Grundgesetz dar. Dennoch kommt solche Fortsetzung heimatlicher Praktiken im Gastland immer wieder vor, wie wir aus persönlichen Schicksalen, aber auch aus Filmen und Romanen muslimischer Autoren wissen, denen oft genug reale Begebenheiten zugrunde liegen. Generationenkonflikte, Familientragödien, zerreißende Spannungen zwischen alter und neuer Heimat, Kämpfe um Befreiung aus patriarchalischen Verhältnissen, die Suche junger Menschen nach Glück und Freiheit, das Festhalten der Älteren an schützenden und bergenden Traditionen – das alles spiegelt sich dramatisch in vielen Lebensgeschichten islamisch geprägter Menschen in Deutschland wider. Religion, Kultur, Familientraditionen können hier zur bedrückenden Fessel werden, und im Gegenzug kann Liebe eine befreiende, aber auch selbstzerstörerische Kraft gewinnen wie in Fatih Akins preisgekröntem Film «Gegen die Wand».

Angesichts islamisch motivierter Terrorakte an vielen Orten der Welt hat der Integrations-Optimismus in unserem Land – und in Europa – in den letzten Jahren deutlich nachgelassen. Viele sehen die islamischen Familien und Gemeinden in

Europa in einem unauflösbar antipodischen Verhältnis zur Kultur ihrer Gastländer. Familienstruktur, Stellung von Mann und Frau, Erziehung, religiöse Praxis – das alles ist anders, es folgt einem Wertkodex, der von jenem der Bevölkerungsmehrheit im Gastland abweicht. Nicht wenige empfinden die islamische Minderheit als mögliches Konfliktpotential im Land, wobei nicht nur ein historisches Islam-Trauma nachwirkt, sondern auch die konkrete, aktuelle Sorge, militante Strömungen könnten im Islam die Oberhand gewinnen und auch im eigenen Land den innerstaatlichen Frieden gefährden. Auch auf Seiten der Muslime scheint die Integrationsbereitschaft in den letzten Jahren abgenommen zu haben; an manchen Orten sind Parallelgesellschaften entstanden, die sich selbst genügen. Damit stellt sich die Frage nach den Grenzen der Toleranz. Andersartigkeit kann und soll toleriert werden; gegen den Angriff auf die eigenen Grundwerte muss man sich schützen. Um es plakativ zu sagen: Ein Kopftuch kann man als Folklore betrachten und notfalls verkraften – «Ehrenmorde» dagegen nicht.

Können hier Erziehung und Bildung helfen? Sie können nach meiner Meinung jungen Muslimen zumindest die Einsicht vermitteln, dass sie in einer offenen Gesellschaft leben, die ihre kulturelle und religiöse Eigenart achtet, die sie nicht unter Assimilationsdruck setzt. Hier ist einiges Ermutigende gelungen: so hat man im schulischen Sportunterricht auf islamische Koedukationsverbote Rücksicht genommen; so gibt es Vorschläge, von jüdischen und islamischen Festen, Feiertagen, Gebräuchen, Gewohnheiten in der Öffentlichkeit stärker Kenntnis zu nehmen.

Aber die Sache ist noch in den Anfängen: eine Studie der Herbert-Quandt-Stiftung und der Theologischen Fakultät der Universität Birmingham über das Schulwissen bezüglich der «abrahamitischen Religionen in den Ländern der Europäischen Union (2003) kommt zu ernüchternden Ergebnissen. Der Präsenz von Juden und Muslimen in der Geschichte Europas wird in den Lehrplänen entweder gar nicht oder zu wenig Rechnung getragen. Und auch die fortdauernde Präsenz des Christentums im heutigen Europa wird kaum gewürdigt. Juden und Muslime erscheinen meist nur im Kontext geschichtlicher Konflikte. Über ihre innere Vielfalt, ihre wechselseitigen Beziehungen, ihre philosophisch-theologischen Strukturen, ihre Lebensgewohnheiten, Bräuche und Riten ist immer noch viel zu wenig bekannt. Die Studie legt den Finger auf den entscheidenden Punkt: Dadurch, dass man die einzelnen Traditionen – wenn überhaupt – stets gesondert betrachtet und die gegenseitigen Einflüsse und Abhängigkeiten übersieht und ausblendet, liegt der Nachdruck von vornherein auf der gegenseitigen «Fremdheit» von Juden, Christen, Muslimen. Ihr Zusammenleben, ihre wechselseitigen Abhängigkeiten in einem Europa, das zunehmend vom Nebeneinander vieler Religionen geprägt ist, kommt kaum in den Blick. Es käme aber darauf an, den Schülern grundlegendes und kritisches Wissen über Juden *und* Christen *und* Muslime zu vermitteln – auch damit sie die seit jeher vorhandene pluralistische Natur der europäischen Gesellschaft in ihrer neuen Gestalt positiv begreifen und Verschiedenheiten akzeptieren und respektieren lernen.

Ich bin überzeugt: die Zusammenarbeit auf vielen wirtschaftlichen und sozialen Feldern, das wechselseitige Sich-Kennenlernen, der Austausch kultureller Traditionen – das alles wird erst Halt und Beständigkeit gewinnen, wenn die Praxis des Zusammenlebens um die Dimension des Religiösen erweitert wird. Wir sollten ja

nicht meinen, «das Religiöse» als Moment der Identität bei Juden wie Muslimen sei auf dem Rückzug begriffen, und es werde sich mit wachsender Angleichung an die westliche Kultur ganz verflüchtigen (wie dies noch Theodor Herzl und Mustafa Kemal Pascha vor hundert Jahren glaubten). Das Gegenteil ist zu erwarten. Das religiöse Element wird stärker werden *innerhalb* der Kulturen. Schon die von mir angedeutete Gemengelage der Rechtsprobleme zwischen den Religionen liefert den Beweis: Die Religionsfreiheit hat in unserem Land gerade dort neue Aktualität gewonnen, wo es um die Grundrechte der Zuwanderer ging.

Das Zusammenleben von Menschen verschiedener Religionen führt zu vielfältigen Berührungen im Alltag. Es wirft immer wieder neue Fragen auf. Nehmen wir die Kinder: In manchen Kindergärten katholischer oder evangelischer Trägerschaft in Ballungsgebieten gibt es heute mehr muslimische als christliche Kinder. Was tun Erzieherinnen mit ihnen? Ist gemeinsames Beten möglich? Oder sollen die einen schweigend zuhören, während die anderen beten (beides kann je nach Lage der Dinge der erzieherisch richtige Weg sein; das muss man am Ort und mit den Eltern entscheiden – auch in Assisi hat sich das Gebet der Religionen vom euphorischen Miteinander immer mehr zum vorsichtigen Nebeneinander und Nacheinander hin entwickelt). Freilich, der Eine Gott sollte im Hintergrund des Betens wie des Schweigens stehen. – Oder nehmen wir das Ende des Lebens (ich zitiere aus der Arbeitshilfe «Christen und Muslime in Deutschland», herausgegeben von der Deutschen Bischofskonferenz); dort heißt es im Abschnitt über Altersheime: «Mit Rücksicht auf das meist sehr ausgeprägte Schamgefühl von Muslimen sollten Hilfeleistungen bei der Körperpflege, bei An- und Auskleidungen oder beim Toilettengang sowie alle ärztlichen und pflegerischen Maßnahmen, zumal solche, die den Intimbereich berühren, nach Möglichkeit von Personen gleichen Geschlechts ausgeführt werden. Muslimische Männer sollten also von Pflegern und Ärzten, muslimische Frauen von Pflegerinnen und Ärztinnen versorgt werden. Sollte dies in Ermangelung geeigneter Kräfte nicht möglich sein, dann muss umso taktvoller vorgegangen werden. Altgewohnte Bekleidungs- und Kopfbedeckungssitten muslimischer Männer und Frauen, die aus deren Sicht religiös geboten sind, müssen akzeptiert werden. Versuche, sie den Betroffenen abzuerziehen, oder negative Kommentare zu ihnen haben zu unterbleiben; sie wären mit dem notwendigen Respekt vor der abweichenden Glaubensüberzeugung der Betroffenen nicht zu vereinbaren» (aaO 170).

Natürlich ist die Besinnung auf die Gemeinsamkeiten zwischen den abrahamitischen Religionen kein Wunderrezept. Man darf ein entsprechendes Bewußtsein bei Juden, Christen, Muslimen nicht einfach voraussetzen. Aus dem religiös Wünschbaren darf kein Wunschdenken, keine Beschwörungsformel werden. Aber mit dem Gedanken, dass wir Söhne und Töchter Abrahams sind, wird doch eine weiterführende Perspektive im Zusammenleben der Religionen angedeutet. Juden, Christen und Muslime sollen einander nicht nur besser kennenlernen, nicht nur ihre Konflikte in gegenseitigem Respekt lösen – sie sollen sich auch wechselseitig öffnen für ihre spezifischen religiösen Ausdrucksformen. In dieser Perspektive einer «abrahamitischen Öffnung», davon bin ich überzeugt, wäre vieles zu lösen, was heute noch im Streit ist.